

Faust-Elemente in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*¹

In der Sekundärliteratur werden 'Originalität', 'Einmaligkeit', 'Einzigartigkeit' des MoE² oft betont, und die Fähigkeit, mit anderen literarischen Werken zu dialogisieren, scheint bei diesem Roman nur schwach spürbar zu sein. Die „MUSIL UND ...“-Studien sind – merkwürdigerweise – nicht so zahlreich wie bei anderen Dichtern der Epoche. Auch die Beziehung Musils zu Goethe wurde und wird oft einfach übersehen³. Roger Willemsen ist zum Beispiel folgender Meinung:

Es fehlen, bei aller Wertschätzung Goethes, Hebbels, Dostojewskis, Büchners, bestimmte Richtbilder und gravierenden Einflüsse. Die Namen klassischer Autoren im *Mann ohne Eigenschaften* sind in der Mehrzahl beliebig auswechselbar.⁴

Die vorliegende Arbeit möchte am Beispiel der Faust-Elemente im MoE zeigen, daß Goethes Hauptwerk einen der von Willemsen verneinten „gravierenden Einflüssen“ darstellt, auch, wenn dieser eigentlich nur (?) als 'unterschwellig' bezeichnet werden kann, da die zu analysierenden intertextuellen Bezüge nicht, oder nur implizit markiert sind⁵.

Den Mann ohne Eigenschaften erblickt der Leser zum ersten Mal im Roman (Kapitel 2) in einer Situation, die eine mehrschichtige Bedeutungsstruktur aufweist. Aufgrund des Titels *Haus und Wohnung des Mannes ohne Eigenschaften* könnte man – seinen eingefleischten Lesergewohnheiten entsprechend – eine Beschreibung erwarten. Etwa zwanzig Zeilen lang gibt es auch keine Enttäuschung. Aber nach dieser kurzen Vorstellung des Schlößchens von Ulrich beginnt keine 'Beschreibung' des Haupthelden. Wir erfahren hier nichts von dem Äußeren Ulrichs, wir wissen nicht einmal, wie alt er ist, was sein Beruf, was sein Name sei. Was sich vor unseren Augen abspielt, ist ein Bild des Inneren. Durch den Einblick in den Gedankenstrom des Mannes ohne Eigenschaften und durch scheinbar unwesentliche Handlungen, die aber symbolisch zu verstehen sind, erhält die Figur doch einen – wenn auch nur grob – umrissenen Rahmen, wird gleichsam "beschrieben". Ulrichs Bewußtsein ist nach Außen gerichtet, auf die Straße. Es ist zwar eine Evidenz, aber ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß man in literarischen Werken, aber auch in der Wirklichkeit im allgemeinen aus dem Fenster schaut, wenn man wissen möchte, was draußen geschieht, aber merkwürdigerweise auch dann,

wenn man eine Lösung seiner inneren Probleme sucht und sich bei dieser Suche gleichsam der Außenwelt gegenüberstellt, um seine Identität, seinen "Ort" neu zu finden, neu zu definieren. Bei Ulrich handelt es sich hier um beides. Sein - wie auch Musils - Anliegen ist: "Beiträge zur geistigen Bewältigung der Welt geben"⁶, d.h. die Erkenntnis. Er versucht, "das Unmögliche zu berechnen"(12), aber die Mittel zur Erkenntnis der sich in der Außenwelt abspielenden Vorgänge - die Taschenuhr, die Berechnungen, d.h. die Mathematik und auch die Wissenschaft selbst - reichen in der gegebenen Form nicht mehr aus. Die eben gestellte konkrete Frage "heroische Leistung" contra "Alltagsleistungen in ihrer gesellschaftlichen Summe"(13) bleibt letzten Endes offen. Daß es sich hier um ein erkenntnistheoretisches Problem handelt, wird auch durch folgende Verallgemeinerung betont: "Solcher unbeantworteter Fragen von größter Wichtigkeit gab es aber damals hunderte."(13)

Das Problem des Nichtwissenkönnens ist dem Mann ohne Eigenschaften der Anlaß für die folgende Reaktion, in der seine - von dem Leser noch nicht erfahrene - Abwendung von der Mathematik und sein Beschluß, "sich ein Jahr Urlaub von seinem Leben zu nehmen, um eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeiten zu suchen"(47), angedeutet ist:

Er wandte sich ab wie ein Mensch, der verzichten gelernt hat, ja fast wie ein kranker Mensch, der jede starke Berührung scheut, und als er, sein angrenzendes Ankleidezimmer durchschreitend, an einem Boxball, der dort hing, vorbeikam, gab er diesem einen so schnellen und heftigen Schlag, wie es in Stimmungen der Ergebenheit oder Zuständen der Schwäche nicht gerade üblich ist.(13)

Musils Held setzt sich in der oben geschilderten Situation mit ganz ähnlichen Fragen auseinander wie eine der wichtigsten Gestalten Goethes. Sein oben zitierter Gedankengang ist wie gereimt auf den großen Anfangsmonolog von Faust. Das erkenntnistheoretische Problem aus subjektiver Sicht - die Unmöglichkeit eines adequaten Wissens - steht am Anfang auch der Faustdichtung:

Habe nun ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor,
Und bin so klug als wie zuvor! (F 354 ff.)

Für beide Helden steht fest, daß die Erkenntnis dessen, „was die Welt/Im Innersten zusammenhält“ (F 382 f.), durch die Wissenschaft in der gegebenen Form, mithilfe von „Gläsern“, „Büchsen“, „Instrumenten“ nicht möglich ist.

Diese Krise des Wissens bedeutet für sie zugleich auch eine existentielle Krise. Keiner ist wirklich „Herr des Hauses“⁷, das er besitzt, sowohl wörtlich, wie auch im übertragenen Sinn. Nach zusammenhanglosen Einfällen und unausführbaren Plänen überließ Ulrich die Einrichtung seines Hauses einfach dem Genie der Lieferarten, „in der sicheren Überzeugung, daß sie für Überlieferung, Vorurteile und Beschränktheit schon sorgen würden.“ (21) Er handelt so, „um sich von außen, durch die Lebensumstände bilden zu lassen“ (21), wie es aus der folgenden „Altvordernweisheit“ folgt:

Es muß der Mensch in seinen Möglichkeiten, Plänen und Gefühlen zuerst durch Vorurteile, Überlieferungen, Schwierigkeiten und Beschränkungen jeder Art eingengt werden wie ein Narr in seiner Zwangsjacke, und erst dann hat, was er hervorzubringen vermag, vielleicht Wert, Gewachsenheit und Bestand; [...] (20)

Wie ein Narr in seiner Zwangsjacke fühlt sich auch Faust in seinem engen gotischen Zimmer:

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
 Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
 Wo selbst das liebe Himmelslicht
 Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
 [...]
 Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
 Urväter-Hausrat drein gestopft –
 Das ist deine Welt! das heißt eine Welt! (F 398 ff.)

„Haus und Wohnung“ beider Helden wird also am Anfang der behandelten Werke vorgestellt. Die Beziehung zum Wohnort, zum Lebensort ist bei Faust und Ulrich die selbe; der Raum des Lebens – ein Symbol für das Ich, das sowohl im *Faust* als auch im MoE überwunden werden soll – beschränkt den Geist in beiden Fällen. Kein Zufall, daß Ulrichs Frage ganz ähnlich klingt wie der oben zitierte Ausruf von Faust: „Als alles fertig war, durfte er den Kopf schütteln und sich fragen: dies ist also das Leben, das meines werden soll?“ (21)

Das Beschränktsein durch die Umstände wird beiden Helden in dem Augenblick bewußt, wo der Leser sie zum ersten Mal antrifft. Als dessen logische Folge hat Ulrich mit seinem dritten und wichtigsten Versuch, „ein bedeutender Mann zu werden“, aufgehört und „sich ein Jahr Urlaub von seinem Leben“ (47) genommen. Genauso wie Ulrich nimmt sich auch Faust

Urlaub von seinem Leben. Er schließt den Pakt mit Mephistopheles, um – wie Ulrich – „eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeit zu suchen“ (47) Beide Helden handeln so nach der Musilschen „Motivation“, sie stellen sich – Faust mit der Wette und Ulrich mit seinem Urlaub vom Leben – außerhalb der Macht der Notwendigkeiten:

Im gewöhnlichen Leben handeln wir nicht nach Motivation, sondern nach Notwendigkeit, in einer Verkettung von Ursache und Wirkung; allerdings kommt immer in dieser Verkettung auch etwas von uns selbst vor, weshalb wir uns dabei frei halten. Diese Willensfreiheit ist die Fähigkeit des Menschen, freiwillig zu tun, was er unfreiwillig will. Aber Motivation hat mit Wollen keine Berührung, sie läßt sich nicht nach dem Gegensatz von Zwang und Freiheit einteilen, sie ist tiefster Zwang und höchste Freiheit.⁸

Die Infragestellung aller eingefleischten gesellschaftlichen Normen und Denkweisen, die eigentlich schon überholt werden müßten, gibt Ulrich unmenschliche, teuflische, d.h. mephistophelische Züge aus der Sicht der kritisierten Vertreter des „Seinesgleichen geschieht“. „So ein Mensch ist doch kein Mensch!“ (65), ruft Walter aus. Ulrichs Antwort auf die in den von Diotima zitierten Versen „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben ...? (280) gestellte dichterische Frage ist genauso sarkastisch wie Mephistos desillusionierende, rationalisierende Aussagen:

Die Niederösterreichische Bodenbank. Das wissen Sie nicht, Kusine, daß alle Wälder hier der Bodenbank gehören? Und der Meister, den Sie loben wollen, ist ein bei ihr angestellter Forstmeister. Die Natur hier ist ein planmäßiges Produkt der Forstindustrie, ein reihenweise gesetzter Speicher der Zellulosefabrikation, was man ihr auch ohne weiteres ansehen kann. (280)

Ulrich zerstört hier Diotimas falsche, dünn-romantische Vorstellung vom Wald. Er ist aber nicht nur hier, sondern in fast allen Gesprächen mit dieser Frau der stets Verneinende, denn er nimmt der u.a. auch von Diotima vertretenen geistigen Haltung gegenüber eine entgegengesetzte Position ein. Der Erzähler betont also deswegen:

Von dieser Art waren sehr oft seine Antworten. Wenn sie von Schönheit sprach, sprach er von einem Fettgewebe, das die Haut stützt. Wenn sie von Liebe sprach, sprach er von der Jahreskurve, die das automatische Steigen und Sinken der Geburtenziffer anzeigt. Wenn sie von den

großen Gestalten der Kunst sprach, fing er mit der Kette der Entlehnungen an, die diese Gestalten untereinander verbindet. Es kam eigentlich immer so, daß Diotima zu sprechen begann, als ob Gott den Menschen am siebenten Tag als Perle in die Weltmuschel hineingesetzt hätte, worauf er daran erinnerte, daß der Mensch ein Häuflein von Pünktchen auf der äußersten Rinde eines Zwergglobus sei. (280)

Besonders dieser letzte Satz weist darauf hin, daß Ulrichs Figur bedeutende Parallelen mit Mephistopheles hat. Auch Goethes Gestalt „kann nicht hohe Worte machen“ (F 275), und betont die Wenigkeit des Menschen:

Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt; (F 287 ff.)

In Arnheims Überlegungen über den Mann ohne Eigenschaften kommt dieses Motiv des Teuflischen häufig vor. Er nennt Ulrich einen Mann, „der nicht nur die Zinsen, sondern das ganze Kapital seiner Seele zum Opfer bringen würde, wenn die Umstände es von ihm verlangten!“ (541) Etwa hundert Seiten später hält er ihn für einen Menschen, „der den Teufel umarmen würde, weil er der Mann ohnegleichen ist!“ (646) Ein noch treffenderes Beispiel bietet uns folgende Stelle aus dem Kapitel *Die Umkehrung*. Clarisse:

Erinnerst du dich, ob ich dir schon einmal gesagt habe, du bist der Teufel? Mir ist so. Versteh mich gut: Ich sage nicht, du bist ein armer Teufel, das ist einer, der das Böse will, weil er es nicht besser versteht; du bist ein großer Teufel, du weißt, was gut wäre, aber du tust gerade das Gegenteil von dem, was du möchtest! Du findest das Leben, wie wir alle es führen, abscheulich, und darum sagst du zum Trotz, man soll es weiterführen. [...] Aber weil du ein Teufel bist, hast du auch etwas von Gott in dir, Ulo! Von einem großen Gott! Einem, der lügt, damit man ihn nicht erkennen soll! Du möchtest mich – (658)

Hier versteht Clarisse sehr viel vom Wesen Ulrichs, auch, wenn ihre Vorstellung, daß er der „große Gott“ sei, von dem sie den Erlöser der Welt empfangen soll, dem Wahnsinn zuzuschreiben ist.

Für den Erzähler bedeuten diese von den Vertretern des „Seinesgleichen“ als un-menschlich, bzw. teuflisch empfundenen Züge in Ulrich eher etwas Positives. Er spricht von einer biegsamen „Dialektik des Gefühls, die ihn

[Ulrich] leicht dazu verleitet, in etwas, das allgemein gut geheißen wird, einen Schaden zu entdecken" (151). Ulrich ist also nicht nur ein „Geist, der stets verneint" (F 1338). Er ist auf der Suche nach einem neuen, den Forderungen der modernen Zeit entsprechenden „Modus vivendi", nach etwas Unbestimmten, und nichts ist ihm fremder als eine geschlossene Ideologie. Er lebt ohne eine geschlossene Lebensphilosophie, und das hat zur Folge, daß er auch seinem eigenen Ich und seinen eigenen Aufgaben gegenüber stets skeptisch ist. In diesem Zusammenhang können Aussagen wie die folgende auf einen Aspekt von Ulrichs Bewußtsein hinweisen, der zum ersten Mal in Goethes *Faust* einen literarischen Ausdruck fand: „Ulrich ist ein Mensch, der von irgend etwas gezwungen wird, gegen sich selbst zu leben, obgleich er sich scheinbar ohne Zwang gehen läßt." (151) Einige Sätze später wird das gleiche Problem etwas ausführlicher behandelt, und das Geistige des „Gegensich-Lebens" betont:

Warum lebte er also unklar und unentschieden? Ohne Zweifel, – sagte er sich – was ihn in eine abgeschiedene und unbenannte Daseinsform bannte, war nichts als der Zwang zu jenem Lösen und Binden der Welt, das man mit einem Wort, dem man nicht gerne allein begegnet, Geist nennt. Und Ulrich wußte selbst nicht warum, aber er wurde mit einemmal traurig und dachte: „Ich liebe mich einfach selbst nicht." (153)

Die Unklarheit und Unentschiedenheit seines Lebens ist es, was seine Selbstliebe und damit auch sein Glück verhindert, aber sie aufzugeben wäre identisch mit der „perspektivischen Verkürzung des Verstandes" (648), mit einem Rückfall in das „Seinesgleichen, dieses von Geschlechtern schon Vorgebildete, die fertige Sprache nicht nur der Zunge, sondern auch der Empfindungen und Gefühle." (129) Alles, was Ulrich in diese Richtung treiben würde, also alles, was seinem Bestreben, durch einen neuen „Modus vivendi" die Welt gleichsam zu erlösen, entgegenkommt, erscheint aus der Sicht dieses „hohen Strebens" als eine bremsende geistige Kraft, deren Widerstand er oft auch in sich selbst zu besiegen hat. Der Erzähler schildert uns Ulrichs Gedanken über den Idealismus Diotimas folgenderweise:

Der Geist dieser Frau, die ohne ihren Geist so schön gewesen wäre, erregte ein unmenschliches Gefühl, vielleicht eine Furcht vor Geist in ihm, eine Abneigung gegen alle großen Dinge [...] Aber wenn man es in Worte vergrößerte, hätten die etwa so lauten müssen, daß er zuweilen nicht bloß den Idealismus dieser Frau, sondern den ganzen Idealismus der Welt, in seiner Verzweigtheit und Ausbrei-

tung, körperlich vor sich sah, eine Handbreit über dem griechischen Scheitel schwebend; gerade daß es nicht des Teufels Hörner waren! (286 f.)

Das Attribut des Teuflischen erhält hier also der Idealismus in seiner „Verzweigkeit und Ausbreitung“. Es handelt sich hier aber keineswegs um eine philosophische Bedeutung des Wortes. Was damit gemeint wird, ist wahrscheinlich die ganz allgemeine geistige Haltung, deren Wirkungsmechanismus wir schon – Diotimas Eichendorff-Zitat möchte ich in Erinnerung rufen – gesehen haben, und die nicht nur bei Diotima, sondern bei fast allen Gestalten des Romans für die erwähnte „perspektivische Verkürzung des Verstandes“ sorgt. Im 84. Kapitel erhält auch Walters Idealismus geradezu mephistophelische Züge, indem er das „Humane“ des „hic et nunc“ verteidigt, das nach Ulrich im Sinne Nietzsches überwunden werden soll:

Ich aber erwidere dir: 'Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht! Daß wir den Arm ausstrecken und zurückziehen, nicht wissen, ob wir uns rechts oder links wenden sollen, daß wir aus Gewohnheiten, Vorurteilen und Erde bestehn und dennoch nach Kräften unseren Weg gehen: gerade das macht das Humane aus! (365)

Auch Arnheim vertritt dem Mann ohne Eigenschaften gegenüber ein „feindliches Prinzip“ (649). Ihn veranlaßt ein „Bedürfnis, diesen Mann zu verführen“ dazu, Ulrich vorzuschlagen, daß er in seine Firma eintrete. (641) Daß solche „Verführungsversuche“ nicht ohne jede Wirkung bleiben, zeigt die Tatsache, daß Ulrich eine „große Verlockung“ (645) fühlt, Arnheims Vorschlag anzunehmen. Auf solche Beispiele habe ich also einige Sätze früher angespielt mit der Bemerkung, daß Ulrich oft auch in sich selbst der bremsenden Kraft des „Seinesgleichen geschieht“ Widerstand leistet, ja Widerstand leisten muß, denn er ist keineswegs gefeit gegen die Zeit. Diese innere Spannung Ulrichs läßt sich vielleicht an einem Beispiel aus dem 40. Kapitel am besten zeigen. Es handelt sich um die Stelle, wo der Erzähler die immer schon problematische Beziehung der Intelligenz zur Wirklichkeit schildert:

Aber auch damals lernte man, wenn man älter wurde und bei längerer Bekanntschaft mit der Räucherammer des Geistes, in der die Welt ihren geschäftlichen Speck selcht, sich der Wirklichkeit anzupassen, und der endgültige Zustand eines geistig angebildeten Menschen war ungefähr der, daß er sich auf sein „Fach“ beschränkte und für den Rest seines Lebens die Überzeugung mitnahm, das Ganze sollte ja vielleicht anders sein, aber es habe gar keinen

Zweck, darüber nachzudenken. So ungefähr sieht das innere Gleichgewicht der Menschen aus, die geistig etwas leisten. (154 f.)

Ulrich war auch einer von diesen Verzichtenden, er hörte aber mit seiner Wissenschaft auf, weil er nicht mehr auf den Sinn des Ganzen verzichten konnte. Das ist für ihn eine ethische Forderung, die einem, zwar moralisch wünschbaren, Sich-an-die-Wirklichkeit-Anpassen gegenübersteht. Im nächsten Absatz wird dieser Gegensatz ausführlicher beschrieben:

Zwei Ulriche gingen in diesem Augenblick. Der eine sah sich lächelnd um und dachte: „Da habe ich also einmal eine Rolle spielen wollen, zwischen solchen Kulissen wie diesen. Ich bin eines Tags erwacht, nicht weich wie in Mutters Körbchen, sondern mit der harten Überzeugung, etwas ausrichten zu müssen. Man hat mir Stichworte gegeben, und ich habe gefühlt, sie gehen mich nichts an. Wie von flimmerndem Lampenfieber war damals alles mit meinen eigenen Vorsätzen und Erwartungen ausgefüllt gewesen. Unmerklich hat sich aber inzwischen der Boden gedreht, ich bin ein Stück meines Wegs vorangekommen und stehe vielleicht schon beim Ausgang. Über kurz wird es mich hinausgedreht haben, und ich werde von meiner großen Rolle gerade gesagt haben: 'Die Pferde sind gesattelt.' Möge euch alle der Teufel holen!“ (155)

Dieser erste, sich anpassende Ulrich hat eine Überzeugung „etwas ausrichten zu müssen“. Aber was? Und warum? Er bekommt Stichworte, die ihn nichts angehen. Aber von wem? Er spielt seine Rolle, aber wer hat sie ihm zugeteilt? Der Boden dreht sich mit ihm, und plötzlich ist er schon beim Ausgang. Das wäre ein Leben, das zwar „inneres Gleichgewicht“ schafft, aber zugleich zum Verlust des Selbst, zur Degradierung des Menschen zu einer Funktion führt, die ihm von der Gesellschaft, von dem „Seinesgleichen“ zugeteilt wird.

Der zweite Ulrich, der „keine Worte zu seiner Verfügung“ findet (d.h.: „nichts von Geschlechtern schon Vorgebildetes, sogar die Worte nicht“), ist nicht zufällig so dargestellt, daß dem Leser sehr leicht die Erdgeist-Szene aus *Faust* I. (F 460 ff.) einfallen kann:

Aber während der eine mit diesen Gedanken lächelnd durch den schwebenden Abend ging, hielt der andre die Fäuste geballt, in Schmerz und Zorn; er war der weniger sichtbare, und woran er dachte, war, eine Beschwörungsformel zu finden, einen Griff, den man vielleicht packen könnte, den eigentlichen Geist des Geistes, das fehlende,

vielleicht nur kleine Stück, das den zerbrochenen Kreis schließt. Dieser zweite Ulrich fand keine Worte zu seiner Verfügung. (155)

Faust beschwört mithilfe einer Beschwörungsformel, mit dem „Zeichen des Erdgeistes“, den Geist der Erde, kann ihn aber nicht festhalten, weil er nicht fähig ist, ihn zu „begreifen“. Die Selbstschilderung des Erdgeistes ist eine Darstellung des irdischen Lebens im Ganzen, er ist verantwortlich für die Bewegung dieses Ganzen. Was wäre aber der Musilsche „Geist des Geistes“? Wahrscheinlich etwas, was dem Geist eine ‚Richtung‘ zeigen würde, denn ohne Ziel ist seine Bewegung etwas Chaotisches, und letzten Endes Irrationales, d.h. Un-Geistiges. Anders ausgedrückt hätte er die Verantwortung für die Bewegung des Geistes, der sich moralisch anpaßt, statt ethisch zu sein. Ich glaube, wir sind nicht weit von der Wahrheit, wenn wir sagen, daß der „Geist des Geistes“ in der ethischen Haltung eines jeden Wissenschaftlers zu finden sein sollte, und auf ihr Fehlen deutet hier Musil hin. Eben seine ethische Haltung ist es, die Ulrich von seiner Wissenschaft distanziert. Ihm ist klar geworden, „daß die Bedürfnisse des Lebens anders seien als die des Denkens“ (395). Ulrich nimmt seinen „Urlaub vom Leben“, weil es ihm bewußt wird, daß der Geist ohne Geist, d.h. die Wissenschaft – also auch die Mathematik – in ihrer vorliegenden Form diese „Bedürfnisse des Lebens“ nicht befriedigen kann. Deswegen werden die Wissenschaftler in Diotimas Salon genauso stark ironisiert, wie die anderen Vertreter des Bewußtseinshorizonts der Zeit, sie haben wie alle anderen eine eingestigte Berufsideologie, indem sie der Wahrheit und dem Fortschritt dienen und sonst von nichts wissen. (301) Jetzt erhalten sie und ihre Wissenschaft diabolische Züge. Der Erzähler spricht von einem „Hang zum Bösen“ (301), von dem „Element des Urbösen“ (303), von einem in die „Nüchternheit der Wissenschaft eingeschlossenen Grundgefühl, und wenn man es aus Achtbarkeit nicht den Teufel nennen will, so ist doch zumindest ein leichter Geruch von verbranntem Pferdehaar daran.“ (303) Diese Zuordnung des Teuflischen der Wissenschaft ist aber bei Musil nicht im traditionellen Sinne gemeint, nach dem das Neue die von Gott gesetzte Ordnung stört, und folglich von dem Teufel kommt. Ganz im Gegenteil:

Sieht man andererseits zu, welche Eigenschaften es sind, die zu den Entdeckungen führen, so gewahrt man Freiheit von übernommener Rücksicht und Hemmung, Mut, ebensoviel Unternehmungswie Zerstörungslust, Ausschluß moralischer Überlegungen, geduldiges Feilschen um den kleinsten Vorteil, zähes Warten auf dem Weg zum Ziel, falls es sein muß, und eine Verehrung für Maß und Zahl, die der schärfste Ausdruck des Mißtrauens gegen alles Ungeheure ist; mit anderen Worten, man erblickt nichts

anderes als eben die alten Jäger-, Soldaten- und Händlerlaster, die hier bloß ins Geistige übertragen und in Tugenden umgedeutet worden sind. (303)

Beide Helden sind also sehr begabte Naturwissenschaftler, die sich nicht mehr in die Grenzen der Wissenschaft einzwängen lassen im Gegensatz zu Figuren wie Wagner im *Faust* oder die erwähnten Wissenschaftler des Musilschen Werkes.

Nicht nur der Hauptheld des MoE besitzt die „Fähigkeit, an jeder Sache zwei Seiten zu erkennen“ (265), sondern offensichtlich auch der Erzähler: Aus der Sicht des „Seinesgleichen“ erscheint Ulrich als ein merkwürdiger Mephistopheles. Aus der Sicht Ulrichs und des Erzählers ist es aber eben umgekehrt: Das „Seinesgleichen“ erhält diabolische Züge. Das haben wir an den letzten Beispielen gesehen.

Ulrich kann also kein Gelehrter sein, dem es bloß auf die Wahrheit ankommt. Aber auch kein Schriftsteller, der nur „seine Subjektivität spielen lassen will“ (254). Sein Anliegen ist ein ethisches, und diese Sphäre liegt zwischen Wahrheit und Subjektivität: das ist die Suche nach dem neuen „Modus vivendi“.

Auch in Goethes großer Dichtung geht es im Grunde genommen um diese einzige Frage. Das Wie des Lebens von Faust ist ja der Gegenstand der Wette zwischen dem Herren und Mephistopheles. Die Grundproblematik ist es also, die diese auf den ersten Blick so unterschiedlichen Werke miteinander verbindet.⁹ Ulrich und Faust sind auf der Suche nach einem neuen Leben. Für beide Helden gelten die vielzitierten Aussagen des Herren aus dem „Prolog im Himmel“:

Es irrt der Mensch, solang' er strebt. (F 317)

[...]

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange

Ist sich des rechten Weges wohl bewußt. (F. 328 f.)

Wird hier nicht auf etwas ähnliches hingedeutet wie die in dem folgenden Musil-Zitat charakterisierte „Moral des nächsten Schritts“ (733)?

Nie ist das, was man tut, entscheidend, sondern immer erst das, was man danach tut! [...] „Ich habe gesagt, es käme nicht auf einen Fehltritt an, sondern auf den nächsten Schritt nach diesem. Aber worauf kommt es nach dem nächsten Schritt an? Doch offenbar auf den dann folgenden? [...]“ (735)

Ohne Zweifel sind Ulrichs konkrete Lösungsversuche der Frage des rechten Lebens ziemlich goethefern. Seine Utopien und Forderungen entstammen der eigentümlichen Problematik des 20. Jahrhunderts. Ein Unterschied besteht auch darin, daß Faust ein aktiv handelnder Held ist, während Ulrich als ein „aktiver Passivist“ bezeichnet wird. Sein Streben wird nicht in Taten umgewandelt wie die von Faust. Auf Clarisses Frage, „Was ist das, ein aktiver Passivismus?“, antwortet Ulrich so: „Das Warten eines Gefangenen auf die Gelegenheit des Ausbruchs.“ (356) Das ist keineswegs ein wehrloses „Hinnehmen von Veränderungen und Zuständen“, es ist nicht „die hilflose Zeitgenossenschaft“ (360) Walters und der anderen, sondern ein geistig aktiver Wartezustand: „In Wahrheit hätten wir nicht Taten von einander zu fordern, sondern ihre Voraussetzungen erst zu schaffen; so ist mein Gefühl!“ (741)

Man kann etwas „tun“, wenn man weiß, warum, d.h. aus welchem Grund und zu welchem Zweck das und das gemacht werden sollte. „Es ist so einfach, Tatkraft zu haben, und so schwierig, einen Tatsinn zu suchen!“ (741) Es gibt natürlich ein „Tun“ innerhalb des „Seinesgleichen“, aber dort bestimmt die Funktion das Handeln. Voraussetzungen der Taten zu schaffen heißt also die allgemeine Richtungslosigkeit und Entwurzelung des Menschen aufzuheben. Ein moralisches Problem. Ulrich ist „passiv“, weil er nichts tut und zugleich auch „aktiv“, weil er zuerst den Tatsinn finden möchte, um so – durch die Lösung des Problems der Moral, durch einen neuen „Modus vivendi“ die Voraussetzungen der Taten zu schaffen.

Ein Unterschied liegt also zwischen den beiden Helden in der Frage der Tat. Wenn wir aber bedenken, daß im Zentrum beider Werke die Frage des rechten Lebens steht, können wir leicht einsehen, daß dieser Unterschied gar nicht so wesentlich ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Goethe läßt seinen Faust durch eine Fülle von existentiellen Situationen gehen, die alle im Grunde Einzellösungsversuche der Frage des rechten Lebens darstellen. Diese Frage besitzt sowohl bei Goethe als auch bei Musils Held „etwas von mathematischen Aufgaben, die keine allgemeine Lösung zulassen, wohl aber Einzellösungen, durch deren Kombination man sich der allgemeinen Lösung nähert.“ (358) An Beispielen aus Fausts Leben nähern wir uns der allgemeinen Lösung, die eigentlich weder bei Goethe noch bei Musil erreicht wird. Das Werk *Faust* wird also aufgrund der im letzten Musil-Zitat beschriebenen Methode organisiert. Man könnte auch diese Methode als essayistisch bezeichnen. Nicht nur Ulrich, sondern auch Musil und Goethe vertreten die im MoE explizit ausgedrückte Theorie:

Ungefähr wie ein Essay in der Folge seiner Abschnitte ein Ding von vielen Seiten nimmt, ohne es ganz zu erfassen,
– denn ein ganz erfaßtes Ding verliert mit einem Male

seinen Umfang und schmilzt zu einem Begriff ein – glaubte er, Welt und eigenes Leben am richtigsten ansehen und behandeln zu können. (250)

Wir können also feststellen, daß der MoE und der *Faust* nicht nur durch thematische und motivische, sondern auch durch strukturelle Entsprechungen verbunden sind. Ein Problem könnte aber diese Feststellung fragwürdig machen. Musils Roman ist unabgeschlossen, während die Faustdichtung, genauer der zweite Teil, von Goethe im November 1831 sogar feierlich eingeseigelt wurde. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun der Frage des Schlußes zu!

Fausts Suche wird mit seinem großen Schlußmonolog (F 11559) beendet. Aber trotz aller autoritären Kraft dieser Zukunftsvision bleibt Faust auch jetzt ein Strebender, seine Suche wird nicht beendet, sein Tod schneidet einfach die Reihe seiner Lösungsversuche ab, und täuscht auf diese Weise jenen Eindruck vor, als wäre hier wirklich etwas Vollkommenes gefunden worden. Keineswegs wird aber hier die Frage des rechten Lebens eindeutig beantwortet. Faust erhält die Gnade nicht als Belohnung für seine letzte Vision, auch wenn diese Utopie den letzten in Begriffen formulierbaren Schluß seiner und seines Autors Weisheit über diese Frage darstellt. Es wurde früher schon darauf hingewiesen (s. Anm. 9), daß Faust hier in *conjunctivus potentialis* spricht, denn seine Vision ist nur ein Vorgefühl; wenn sie in Erfüllung ginge, könnte er zum Augenblicke sagen: „Verweile doch...“ Aber eine solche Erfüllung ist nach dem Stand der Dinge geradezu unmöglich. Die auf den Tod von Faust folgenden Szenen erweitern die ohnehin unabschließbare Thematik ins Unendliche. Raum und Zeit werden aufgehoben, was sich hier vor unseren Augen abspielt, ist ein neuer Anfang, Faust tritt in eine höhere Sphäre ein. Die Unvollendbarkeit des Musilschen Roman und diese Offenheit von Goethes Werk sind merkwürdigerweise näher verwandt, als man es auf den ersten Blick annehmen könnte. Während aber die Offenheit Goethes oft übersehen wird, ist sie in der Musil-Literatur gleichsam zu einem Gemeinplatz geworden. Fast alle Musil-Forscher sind der Meinung, die J. Strelka so formuliert: „[...] selbst wenn Musil nicht vor Abschluß der Arbeit gestorben wäre, der Roman wäre wohl niemals wirklich 'vollständig' abgeschlossen worden.“¹⁰

Die Frage des rechten Lebens wird auch bei Musil nicht beantwortet. Seine Utopien sind Lösungsversuche, und stellen immer offene Denksysteme dar. Obwohl sie an sich auch wertvolle geistige Leistungen sind, darf man nicht den Fehler begehen, den Sinn des Romans einfach in der – übrigens auch von Ulrich intendierten – Addierung oder Aneinanderreihung seiner Lösungen zu sehen. Hier, wie auch im *Faust*, geht es um etwas Tieferes. Für Ulrich und Agathe bedeutet die Moral einen „Traumzustand“, wo es „kein Gut und

Bös, sondern nur Glaube – oder Zweifel“ gebe. (762) Hier ist derselbe Zustand gemeint, worüber auch „christliche, jüdische, indische und chinesische Zeugnisse“ sprechen, und so kommt Ulrich zum Schluß:

Wir dürfen also einen bestimmten zweiten und ungewöhnlichen Zustand von großer Wichtigkeit voraussetzen, dessen der Mensch fähig ist und der ursprünglicher ist als die Religionen. (766)

Ulrichs Reflexionen über eine andere Dimension menschlichen Daseins gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten Bestandteilen des Sinnzusammenhangs von Musils Roman. Einmal spricht er von „zwei verhältnismäßig selbstständigen Lebensschichten in uns“ (724), und zwei Schicksalen des Menschen, einem „regsam-unwichtigen, das sich vollzieht, und einem reglos-wichtigen, das man nie erfährt“ (724); ein anderes Mal nennt er dieses Gegensatzpaar „appetithaft“ und „nicht-appetithaft“, aber auch im Begriffspaar „das Tierische und das Pflanzenhafte“ wird dieselbe Bedeutung ausgedrückt:

Denn in jedem Menschen ist ein Hunger und verhält sich wie ein reißendes Tier; und ist kein Hunger, sondern etwas, das frei von Gier und Satttheit, zärtlich wie eine Traube in der Herbstsonne reift. Ja, sogar in jedem seiner Gefühle ist das eine wie das andere. [...] Vielleicht wäre das Tierische und das Pflanzenhafte, als Grundgegensatz der Gelüste verstanden, sogar der tiefste Fund für einen Philosophen! (1236)

Diese Zweiheit des Menschen, die Musil im Sinne seiner Theorie des Essayismus mit einer Vielzahl von Begriffen umzuschreiben versucht, spielt auch in Goethes Dichtung eine zentrale Rolle. Faust hat zwei Seelen (F 1112), und das „Pflanzenhafte“ erhält eine reiche Symbolik, die durch das ganze Werk – wenn auch nicht sehr auffällig – durchgehalten wird. Der „pflanzenhafte“ Teil von Fausts Wesen, sein besseres Ich, wenn man so sagen will, ist weniger sichtbar, als der „tierische“, auch wenn er in jedem seiner „Gelüste“ seinen Anteil hat, wie es sich bei genauerer Untersuchung ergibt. Auch Fausts Genesung am Anfang des zweiten Teiles hat etwas mit dieser Sphäre zu tun.¹¹ Nach jedem Sturz seines „appetithaften“, und im alltäglichen Sinne „faustischen“ Ich richtet er sich immer wieder auf. Was ermöglicht das? Was macht seine Neugeburt, seinen Eintritt in die himmlische Sphäre möglich? Es gibt unzählige Antworten, aber keine trifft ganz zu. Man kann das ein wenig theoretisch das allgemeine Ethos von Fausts Leben nennen. Aber auch Musils Ausdrücke das „Pflanzenhafte“, „Reglos-Wichtige“, „Nicht-Appetithafte“ der Seele bezeichnen etwas Ähnliches.

Die Agathe-Handlung wäre in diesem Zusammenhang ein Versuch, nach einer Moral zu leben, die sich auf diesen Zustand stützt. Das Unternehmen der Geschwister scheitert, weil die ihm als Grundlage dienende Moral als Zustand gedacht (ein besserer Ausdruck wäre vielleicht: ethische Haltung) auch in diesem Versuch ihrer konkreten Verwirklichung schiefeht. Musil prüft sie immer wieder an der Wirklichkeit, und immer wieder stellt es sich heraus, daß sie sich auch so nicht verwirklichen läßt. Die Gründe für die Unabschließbarkeit des MoE liegen also in der Struktur selbst. Um die Begründung einer wahren Menschengemeinschaft geht es auch in Faustens letzter Vision. Chaos und Zerfall schließen das irdische Geschehen auch in Goethes „Tragödie“ Fausts Lebensproblematik ist an und für sich genauso offen wie die Ulrichs, doch durch den Rahmen wird sie in eine von Raum und Zeit unabhängige Symbolwelt gestellt, und kann so ohne konkrete Lösung dargestellt werden. Musil konnte bis zu seinem Tode keinen Ausweg aus dieser Falle der Konstruktion finden. Wollte er überhaupt? Wie es dem auch sei, die Offenheit seines Romans ist zum Bestandteil des Werkes geworden. Der Leser ist es, dem der Ball zugespielt wird: „Du mußt dein Leben ändern.“

Anmerkungen

- ¹ Der vorliegende Aussatz ist – deutlich überarbeitet und gekürzt – meiner Diplomarbeit entnommen: KOVÁCS, L.: *Faust-Elemente und das Goethe-Bild in Robert Musils Roman Der Mann ohne Eigenschaften*. Dipl. U Budapest 1993.
- ² *Der Mann ohne Eigenschaften*
- ³ Einige erfreuliche Ausnahmen sind:
DRESLER -BRUMME, CH.: *Nietzsches Philosophie in Musils 'Mann ohne Eigenschaften'*. Diss. U Klagenfurt 1985
HÖSLE, J.: *Wirklichkeit und Utopie in Robert Musils 'Mann ohne Eigenschaften'*. In: *Robert Musil: Studien zu seinem Werk*. Ed. Karl Dinklage u.a. Hamburg 1971
KAISER, G. R.: *Proust-Musil-Joyce: Zum Verhältnis von Literatur und Gesellschaft am Paradigma des Zitats*. Frankfurt am Main 1969
LEPPMANN, W.: *Zum Goethebild bei Robert Musil, Hermann Broch und Ernst Jünger*. In: *Monatshefte* 4/1962, S. 145-155.
MARTIN, G.: *Musil und Goethe: Zum fünfzigsten Todestag von Robert Musil am 15. April 1992*. In: *Musil-Forum* 17/18. Jahrgang 1991/92. S. 206-227.
MÜLLER, G.: *Dichtung und Wissenschaft: Studien zu Robert Musils Romanen 'Die Verwirrungen des Zöglings Törless' und 'Der Mann ohne Eigenschaften'*. Upsala 1971
- ⁴ WILLEMSSEN, R.: *Robert Musil: Vom intellektuellen Eros*. Serie Piper Porträt, Band 5208. München 1985, S. 59.
- ⁵ Zur impliziten Markierung der Intertextualität gebraucht Musil neben den gängigen Formen – wie z.B. die Markierung aufgrund der allgemeinen Bekanntheit des Prätextes – auch noch eine eigene Methode: In den Bereich der Dekonstruktion überholter geistiger Erscheinungen gehören die Goethe-Zitate, die gegen die „Goethemanen“ des Romans gerichtet sind und die Funktion haben, den Mißbrauch geistiger Inhalte und das dahinter steckende scheinbar moralische, in Wahrheit aber egoistische Anliegen der ironisierten Gestalten zu enthüllen. Poetisch gesehen erhalten diese intertextuellen Bezüge immer eine deutliche Markierung, denn sie beziehen sich in erster Linie auf eine „säkularisierte“ Lesart der zitierten Werke, und der Leser soll

– damit die Ironie ihre gezielte Wirkung wirklich erreicht – immer im Klaren sein, worum es eigentlich geht. Aber die explizit markierten Bezüge auf Goethes diverse Werke haben auch eine andere, nicht mehr so offensichtliche Funktion. Sie verfügen über einen Verweischarakter, fungieren als – impliziter – Marker tieferer und wesentlicherer Beziehungen, von denen besonders die Faustdichtung eine zentrale Bedeutung erhält.

Über die nicht markierte Intertextualität siehe: FÖGER, W.: *Intertextualia Orwelliana: Untersuchungen zur Theorie und Praxis der Markierung von Intertextualität*. In: *Poetica* 21/1989, S. 179-200.

⁶ MUSIL, R.: *Kleine Prosa-Aphorismen-Autobiographisches*. Gesammelte Werke in neun Bänden. Bd. 7. Frise, A. (Hrsg.) Reinbek bei Hamburg 1978, S. 941.

⁷ KAISER, E. & E. WILKINS: *Robert Musil: Eine Einführung in das Werk*. Stuttgart 1962, S. 35.

⁸ Zitiert von Joseph Strelka in seinem Buch: *Kafka - Musil - Broch und die Entwicklung des modernen Romans*. Wien o.J., S. 51.

⁹ In dem so wichtigen 52. Kapitel *Die Atemzüge eines Sommertages*, an dem Musil auch noch an seinem Todestag arbeitete, kommen Ulrich und Agathe mitten im "geräuschlosen Strom glanzlosen Blütenschnees" (1237) darauf zu sprechen, daß die Triebe, "die gleichen paar Instinkte, die schon das Tier hat", es sind, die der Welt ihre "Schönheit", ihren "Fortschritt" und ihre "wirre Unruhe" geben. (1237) Dieser Gedankengang wird so fortgesetzt:

Eine so deutliche Ehrenrettung der Triebe, und mitverstanden des triebhaften, und des tätigen Menschen überhaupt – denn auch das bedeutete es – hätte nun freilich einem <westlichen, abendländischen, faustischen Lebensgefühl> angehören können, in der Sprache der Bücher so genannt zum Unterschied von einem jeden, das nach derselben sich selbst befruchtenden Sprache <orientalisch> oder <asiatisch> sein soll. Er erinnerte sich dieser vornehmuerischen Modeworte. Doch es lag nicht in der Absicht der Geschwister, noch hätte es ihren Gewohnheiten entsprochen, einem Erlebnis, von dem sie tief bewegt waren, durch solche angeflogene, schlecht verwurzelte Begriffe eine trügliche Bedeutung zu geben; [...] (1238)

Hier geht es ohne Zweifel um eine Distanzierung vom "abendländischen", "faustischen" Lebensgefühl. Ulrich betont ja ausdrücklich, daß seine oben zitierten Gedanken nicht auf das Faustische zurückzuführen seien. Wenn wir jetzt die Frage stellen, wie dieses Wort hier gebraucht wird, so wird gleich klar, daß Ulrich sich von der vereinfachten und verflachten, sowie letzten Endes dadurch auch verfälschten Bedeutung distanziert, die das Wort im Common sense erhält. Darum spricht also Musil von "trüglicher Bedeutung", und "vornehmuerischen Modeworten". Das "Faustische" ist ja ein typisches Modewort aus dem Wortschatz des Bürgers besonders der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und dient der 'Ehrenrettung' seiner lebensfeindlich gewordenen Denkweise durch vereinfachende Lesarten vor allem des Goetheschen *Faust*. Bezüglich der oben zitierten Stelle vertritt die österreichische Germanistin, Ch. Dresler-Brumme folgende Ansicht:

Ulrich betont ausdrücklich, daß seine "Ehrenrettung der Triebe und des triebhaften und tätigen Menschen nicht auf das "faustische Lebensgefühl" zurückzuführen sei.

[...] "Faustischer Herkunft" können seine Gedanken gar nicht sein, weil sein "Verweile doch!" im conjunctivus optativus dem faustischen "Verweile doch" im conjunctivus irrealis diametral entgegensteht. (DRESLER-BRUMME, CH.: *Nietzsches Philosophie in Musils 'Mann ohne Eigenschaften'*. Diss. U Klagenfurt 1985, S. 233.)

In dieser Argumentation scheint mir ein kleiner, aber aus unserer Sicht wichtiger Denkfehler präsent zu sein. Dresler-Brumme verneint die Möglichkeit einer Beziehung zwischen Faust und Ulrich damit, daß das "Verweile doch" im *Faust* im conjunctivus irrealis gemeint wird, wobei es im MoE im conjunctivus optativus steht. Ist aber das "Verweile doch" Goethes wirklich im con-

junctivus irrealis gemeint? Zum Teil, ja. Für die von der Autorin zitierte, allgemein bekannte Textstelle (F 1699 ff.) aus *Faust I.* stimmt das ohne Zweifel. Faust geht hier die Wette mit Mephistopheles ein und hält das Verweilen "auf der höchsten Stufe der Glückseligkeit" (Musil) für sich gleichsam für ewig versagt, d.h. für unreal. Von Ulrich wird dieser Zustand im Kapitel 51. tatsächlich gewünscht: "Wie könnte man auf der höchsten Stufe der Glückseligkeit verweilen, falls sich überhaupt zu ihr gelangen läßt? Im Grunde beschäftigt uns nur diese Frage." (1130) Das Problem in der Gegenüberstellung der beiden "Verweile doch" besteht darin, daß dieses Motiv im *Faust* nicht konstant bleibt, sondern einer wesentlichen Entwicklung unterliegt. Es steht immer im Mittelpunkt des Werkes, denn eben darum wird gewettet. Das Zitat kommt im fünften Akt des zweiten Teiles leicht aber doch wesentlich verändert noch einmal vor. Fausts vorletzte Sätze lauten: "Zum Augenblicke dürft' ich sagen: /Verweile doch du bist so schön!" (F 11581 f.) Der Konjunktiv kann hier nur als optativus gelten, denn der blinde Faust erlebt dabei eine Vision des glücklichen Volks hinter dem Deich, er sieht eine mögliche Zukunft, d.h. eine Utopie. Die Erfüllung ist zwar fern, sie wird aber gewünscht und wäre für Faust die 'höchste Stufe der Glückseligkeit', nach der auch die Helden Musils streben. Ulrich ist also nicht faustisch im Sinne eines entstellten, veflachten Goethe, könnte aber faustisch sein, wenn man den gesamten Text der Faustdichtung nicht aus dem Auge verliert und das Werk als einen lebendigen Organismus betrachtet. Daß auch Dresler-Brumme in der Verneinung einer Beziehung zwischen Faust und Ulrich nicht ganz sicher gewesen war, verrät eine ihrer Fußnoten zu der oben zitierten These:

"das westliche, abendländische, faustische Lebensgefühl" bezieht sich hier wahrscheinlich nicht unmittelbar auf den "Faust", sondern auf Oswald Spengler, "Untergang des Abendlandes" (a.a.O., S. 233.)

Von einem anderen Gesichtspunkt aus nähert sich Primus-Heinz Kucher dieser Frage in einem Artikel (KUCHER, P.-H.: *Die Auseinandersetzung mit Spenglers "Untergang des Abendlandes" bei R. Musil und O. Neurath: Kritik des Irrationalismus.* In: STRUTZ, J. & J. STRUTZ (Hrsg.): *Robert Musil: Literatur, Philosophie und Psychologie.* Musil-Studien 12. München-Salzburg 1984, S. 124-142.), in dem er die Auseinandersetzung mit Spengler bei Musil untersucht. Von hier gesehen besteht kein Zweifel, daß dieses Zitat sich auf Spengler und nicht auf den *Faust* bezieht. Kucher hält "Spenglers Entblößung" im MoE für "elegant" und "wirkungsvoll". Bezüglich der oben zitierten Textstelle sagt er folgendes:

Überlegen zieht in der ersten Fassung von "Atemzüge eines Sommertags" Ulrich im Gespräch mit Agathe über Triebe und Gefühl – ihrem Erleben der taghellen Mystik – deren Einordnung in ein westliches, abendländisches, faustisches Lebensgefühl zurück, um sie nicht begrifflicher Verkümmern [die nach Kuchers Meinung für Spengler charakteristisch ist – L.K.] preiszugeben [...] (a.a.O., S.138.)

Musil rezipiert den Begriff des Faustischen als geistiges Objekt, und zeigt wie man damit in der gegebenen Welt umgeht. Insofern gehört dieses Beispiel in den Bereich des "geistig Typischen", das Musil nach eigenen Aussagen vor allem interessiert.

¹⁰ STRELKA, J.: *Kafka – Musil – Broch und die Entwicklung des modernen Romans.* Wien o.J., S. 51 f.

¹¹ Die Szene "Anmutige Gegend" ist mit einer reichen Natursymbolik dargestellt. Das ist die Sphäre des Sich-Ewig-Wiederholenden (Vgl. die vier Strophen der Elfen), das dem Vergehenden (Fausts Leben) entgegengesetzt wird. Auch der Anfang der Szene "Wenn der Blüten Frühlingsregen/Über alle schwebend sinkt..." (F 4613 f.) ist ein Bild, das sich bei Musil in einem ähnlichen Zusammenhang wiederholt: "Ein geräuschloser Strom glanzlosen Blüten schnees schwebte, von einer abgeblühten Baumgruppe komend, durch den Sonnenschein; ..." (1232) Übrigens deuten die Abweichungen auf wesentliche Unterschiede hin: Im *Faust* begleiten Äolsharfen den Gesang Ariels, im MoE ist die Szene "geräuschlos". Bei Goethe schwebt der "Frühlingsregen" über alle, bei Musil handelt es sich eher um die 'Zweisamkeit' der Geschwister. Im *Faust* fallen wahrscheinlich 'frische Blumen' ("Frühlingsregen"), bei Musil ist die "Baumgruppe" "abgeblüht" (Es ist Sommer).